THEO PARKE

SATANIC WORLD

Die kleine Zeit



Roman

THE CROWN CYCLE · BAND II

Satanic World

Die kleine Zeit

THEO PARKE

SATANIC WORLD

Die kleine Zeit

Roman

THE CROWN CYCLE · BAND II

Theo Parke · The Crown Cycle · Band II
Satanic World – Die kleine Zeit · Roman

© 2026 Theo Parke. Alle Rechte vorbehalten.
Erste Ausgabe · Fassung vom 26. Oktober 2026

Die Personen, Orte und Ereignisse dieser Geschichte sind erfunden. Ähnlichkeiten mit der Wirklichkeit sind beabsichtigt, Namen bewusst vermieden.
Umschlag- und Teilbilder: Storyboard „The Crown Cycle“.
Gesetzt aus der Crimson Text.

Leseprobe · Kapitel 1 bis 3

Das Buch erscheint 2027.
theo.parke@pm.me · theoparke.store

Für die, die Wasser holen.

„Und wenn die tausend Jahre vollendet sind, wird er losgelassen werden aus seinem Gefängnis.“

NACH DER OFFENBARUNG DES JOHANNES, 20

INHALT

Prolog · Siebenhundert Jahre *10*

TEIL EINS · SATANIC WORLD

1 Die Nachricht vom anderen Ufer 15
2 Die Bruderschaft hinter verschlossenen Türen 28
3 Das Schafott 40

NACH DER LESEPROBE

Über den Autor 52

✦

Siebenhundert Jahre

Ihr wollt wissen, wo ich war.

Ich spüre es an der Art, wie ihr dieses Buch aufgeschlagen habt, an der Ungeduld eurer Finger. Ihr habt gelesen, wie im Winter 1076 das letzte Glied meiner Kette sprang, unter dem Brunnen einer kleinen Stadt, deren Namen heute niemand mehr kennt, und wie ich zum ersten Mal nach tausend Jahren die Augen öffnete. Und jetzt erwartet ihr, dass ich weitererzähle. Dass ich euch sage, was ich in den Jahren danach getan habe, wem ich ins Ohr geflüstert habe, welche Türen ich geöffnet und welche Feuer ich angezündet habe, in welchen Kirchen ich gepredigt habe und in welchen Kerkern ich zugesehen habe, wie man Menschen zum Reden bringt.

Ich werde es euch nicht sagen.

Siebenhundert Jahre liegen zwischen jenem Winter und dem Frühjahr, in dem diese Geschichte beginnt, und über diese siebenhundert Jahre schweige ich. Nicht weil ich mich schäme, das solltet ihr nicht glauben; ich habe nie gelernt, was Scham ist, und ich halte es für eine eurer seltsamsten Erfindungen. Ich schweige, weil ihr mir nicht glauben würdet. Ihr habt eure eigenen Bücher über diese Jahre geschrieben, dicke Bücher mit Zahlen und Namen und Karten, und ihr habt sie so oft abgeschrieben und gelehrt und geprüft, dass ihr sie für die Wahrheit haltet. Wenn ich euch erzählen würde, was wirklich geschehen ist, würdet ihr lachen, wie die Menschen auf dem Markt über den kurzsichtigen Bruder mit der schiefen Tonsur gelacht haben. Und ich habe gelernt, dass ein Geheimnis, über das man lacht, sicherer ist als eines, das man bewacht.

Also lasse ich diese Jahre im Dunkeln. Ihr dürft euch vorstellen, was ihr wollt. Ihr werdet euch etwas Kleineres vorstellen, als es war.

✦

Ich sage euch nur, wann die kleine Zeit begann.

Die tausend Jahre waren vorbei, als ich im Winter 1076 die Augen öffnete, das stimmt. Aber eine Schlange, die die Augen öffnet, ist noch keine Schlange, die frei ist. Ich lag noch lange in der Tiefe und lauschte, und ich wartete auf etwas, worauf ich immer warten muss, weil ich es mir nicht selbst nehmen kann. Ich wartete darauf, dass ihr mich ruft.

Ihr ruft mich nie mit meinem Namen. Ihr habt ihn längst vergessen, und wenn ihr ihn hört, lacht ihr. Ihr ruft mich mit anderen Worten, mit schönen Worten, mit den schönsten, die ihr habt. Und in einem Frühjahr, siebenhundert Jahre nach jenem Winter, riefen mich Männer jenseits des Meeres mit dem schönsten Wort von allen.

Sie saßen in einem Saal in einer Stadt am anderen Ufer des Ozeans, in Röcken mit Messingknöpfen und weißen Halstüchern, und es war heiß, so heiß, dass ihnen der Schweiß unter den gepuderten Perücken hervorlief, und vor ihnen lag ein Papier. Auf dem Papier stand, dass alle Menschen gleich geschaffen seien, und dass sie Rechte hätten, die ihnen niemand nehmen könne, und dass eines dieser Rechte die Freiheit sei. Es war ein schönes Papier. Es war vielleicht das schönste Papier, das Menschen je geschrieben haben, und ich sage das ohne Spott. Dann unterschrieben sie es, einer nach dem anderen, mit Federn aus Gänsekielen, und einige von ihnen gingen am Abend nach Hause zu ihren Feldern, auf denen Menschen arbeiteten, die ihnen gehörten.

Ich habe in diesem Augenblick gelacht. Ich habe in der Tiefe gelacht, unter einem Brunnen auf der anderen Seite der Welt, so laut, dass das Wasser im Schacht zu zittern begann. Denn da wusste ich, dass meine Zeit gekommen war. Nicht weil sie lügen. Ihr lügt immer, das ist nichts Neues. Sondern weil sie die Wahrheit sagen und daneben die Lüge leben, und es nicht einmal merken. Weil sie das Wort Freiheit in der Hand halten wie einen Schlüssel, und nicht sehen, dass es der Schlüssel zu meiner Tür ist.

✦

Von da an brauchte ich keine Ketten mehr zu sprengen. Ihr habt sie für mich gelöst, Glied um Glied, mit euren schönen Worten. Freiheit. Fortschritt. Wohlstand. Sicherheit. Gesundheit. Gerechtigkeit. Jedes Wort ein Schlüssel. Jede Tür ein Stück Welt.

Es ist eine kleine Zeit, so steht es in dem alten Buch, das eine Frau aus der kleinen Stadt einmal in eine Bibliothek gebracht hat, ohne es lesen zu können. Eine kleine Zeit. Ihr werdet sehen, wie klein sie ist. Sie ist kleiner als alles, was davor war, kleiner als die tausend Jahre und kleiner als die siebenhundert, über die ich schweige. Aber in dieser kleinen Zeit wird mehr geschehen als in allen Jahrtausenden davor. Ihr werdet mehr Menschen töten, als vor euch gelebt haben. Ihr werdet mehr besitzen, als je ein Kaiser besessen hat. Ihr werdet die Erde aufreißen und den Himmel verschmutzen und das Meer mit eurem Abfall füllen. Ihr werdet Maschinen bauen, die schneller denken als ihr, und ihr werdet ihnen gehorchen. Ihr werdet eure Götter abschaffen und eure Kinder dem Staat geben und eure Alten in Häuser sperren, in denen sie niemand besucht. Ihr werdet Gut böse nennen und Böse gut, und ihr werdet euch dabei frei fühlen wie nie zuvor.

Und am Ende werdet ihr euch versammeln, an den vier Enden der Erde, zum Streit. Zwei Heere, die einander so ähnlich sind wie zwei Hälften derselben Münze.

Ich freue mich darauf. Ich will euch nichts vormachen.

✦

Nur eines beunruhigt mich, und ich sage es euch, weil hier unten niemand ist, vor dem ich lügen müsste.

In der kleinen Stadt, deren Namen niemand mehr kennt, steht noch immer ein Haus am Ende einer Gasse, in der früher die Schmiede wohnten. Es ist oft umgebaut worden in den siebenhundert Jahren, über die ich schweige, mit neuen Dächern und neuen Fenstern und neuen Türen, die man mit Schlüsseln abschließt. Aber eine Mauer steht noch, neben einem Herd, aus grauen Feldsteinen,

so dick wie ein Arm lang. In dieser Mauer sitzt ein rötlicher Stein, und auf dem Stein ist ein kleiner Vogel eingeritzt, den man nur sieht, wenn man sich bückt. Und in der Familie, die in diesem Haus wohnt, singen die Mütter ihren Töchtern noch immer eine Strophe vor, in den Nächten, in denen ein Kind nicht schlafen kann. Von einem dunklen Morgen. Von Türen, die sich schließen. Von einem Lied, das verborgen summt und still wartet.

Siebenhundert Jahre lang haben sie diese Strophe gesungen, ohne zu wissen, worauf sie wartet.

Ich weiß es auch nicht. Und das ist das Einzige, was mir in dieser ganzen Geschichte Angst macht.

Hört zu. Die kleine Zeit beginnt.

TEIL EINS

Satanic World

1776 bis 1799



1

Die Nachricht vom anderen Ufer

Die Nachricht kommt an einem Morgen im August mit einem Schiff, das Zucker geladen hat, und zuerst glaubt niemand in Veria, dass sie etwas mit ihnen zu tun hat.

Agnes steht am Kai, als die Brigg den Saro heraufkommt, gezogen von zwölf Pferden auf dem Treidelpfad, weil der Fluss so weit oben zu schmal ist für die Segel, und sie sieht zu, wie die Männer am Ufer sich in die Seile legen und die Pferde schnauben und das Schiff Fuß um Fuß gegen die Strömung kriecht. Sie ist siebzehn Jahre alt, die Tochter des Schmieds Matthias aus der Schmiedegasse, und sie ist hier, weil ihr Vater sie mit einem Korb voller Beschläge für den Schiffszimmermann geschickt hat, und weil sie ohnehin jeden Morgen hierher kommt, wenn sie kann. Sie liebt den Hafen. Sie liebt den Geruch von Teer und nassem Holz und Fisch und den fremden Gewürzen, die aus den Lagerhäusern dringen, und die Sprachen, die man hier hört, und die Gesichter der Seeleute, braun und zerfurcht von Sonnen, die sie nie sehen wird. Veria ist eine Stadt von vielleicht zwanzigtausend Menschen, mit einer Stadtmauer, die längst zu klein geworden ist, mit Zunfthäusern und einem Fürstbischof, der auf dem Hügel in dem alten Palast residiert, in dem früher einmal eine Schule gewesen sein soll, und mit einem Hafen, den man vor hundert Jahren ausgebaut hat, als die Kaufleute anfingen, Schiffe bis über das Meer zu schicken. Seitdem ist Veria reich geworden. Nicht alle in Veria, aber Veria.

Das Schiff heißt nach einer Heiligen, deren Namen in goldenen Buchstaben am Heck steht, und als es am Kai festgemacht hat und die Laufplanke herabgelassen wird, kommt als Erster nicht der Kapitän herunter, sondern ein junger Schreiber mit einem Bündel Papiere unter dem Arm, der über die Planke läuft, als brenne sie unter ihm, und auf dem Kai nach dem Kontor des Hauses Albier fragt.

✦

Das Kontor des Hauses Albier liegt am oberen Ende des Hafens, ein hohes, schmales Haus aus hellem Stein mit fünf Stockwerken und einem Kranbalken unter dem Giebel, an dem Ballen und Fässer hinaufgezogen werden, und über der Tür hängt ein Schild aus Messing mit einem Wappen, das Agnes jeden Morgen sieht, wenn sie zum Hafen geht: ein Schlüssel unter einer kleinen Krone. Niemand in Veria weiß genau, wie alt dieses Wappen ist. Die Albier sagen, es stamme aus der Zeit, als ihre Vorfahren Bischöfe waren, und davor Steuereinnehmer eines Kaisers, dessen Namen niemand mehr kennt. Die Leute in der Schmiedegasse sagen, die Albier hätten schon immer das Geld der anderen gezählt.

Konstantin Albier steht am Fenster des dritten Stockwerks, in seinem Arbeitszimmer, als der Schreiber atemlos hereinkommt. Er ist fünfunddreißig, schlank und blass, mit einem schmalen, klugen Gesicht und grauen Augen, die nichts verraten, und er trägt einen Rock aus dunkelgrünem Tuch ohne jeden Zierrat, weil er findet, dass Reichtum, der sich zeigt, schon halb verloren ist. Er führt das Haus seit vier Jahren, seit sein Vater an einem Schlagfluss gestorben ist, und er führt es besser, als sein Vater es je getan hat. Er nimmt dem Schreiber das Bündel ab, setzt sich an sein Pult, schneidet die Schnur mit einem kleinen silbernen Messer durch und beginnt zu lesen.

Es sind Zeitungen, gedruckte Blätter aus den Hafenstädten jenseits des Meeres, sechs Wochen alt, und Briefe von Agenten des Hauses, die dort drüben Zucker und Tabak und Baumwolle einkaufen, und ein Bogen, auf dem ein Agent in großer Eile ein Dokument abgeschrieben hat,

das vor zwei Monaten in einem Saal in einer Stadt am anderen Ufer unterschrieben worden ist. Konstantin liest es zweimal. Es ist eine Erklärung. Dreizehn Kolonien, die bisher der Krone eines Königs auf dieser Seite des Meeres gehorchten, erklären sich für frei und unabhängig, weil, so steht es da, alle Menschen gleich geschaffen seien und ihnen Rechte zustünden, die ihnen niemand nehmen könne, darunter das Leben, die Freiheit und das Streben nach Glück.

Konstantin legt das Blatt hin und sieht lange aus dem Fenster auf den Hafen hinunter, wo die Brigg am Kai liegt und die Träger anfangen, die Zuckerkisten an Land zu tragen.

„Krieg", sagt er schließlich, mehr zu sich selbst als zu dem Schreiber.

„Herr?"

„Das bedeutet Krieg. Der König wird das nicht hinnehmen. Er wird Truppen über das Meer schicken, Schiffe, Kanonen, Pulver, Proviant für zehntausend Mann, für Jahre." Er dreht sich vom Fenster um, und der Schreiber sieht in seinem Gesicht etwas, das er nicht deuten kann, eine stille, konzentrierte Freude, wie bei einem Schachspieler, der einen Zug sieht, den der Gegner übersehen hat. „Und die Kolonien werden sich wehren. Sie werden Waffen brauchen und Schiffe und Geld, sehr viel Geld, mehr als sie haben. Und der Erbfeind des Königs auf dieser Seite des Meeres wird ihnen helfen, um dem König zu schaden, und dafür wird auch er Geld brauchen, sehr viel Geld, mehr als er hat."

Er setzt sich wieder an sein Pult, nimmt eine Feder und einen frischen Bogen und beginnt zu schreiben, schnell und sauber, und ohne aufzusehen, sagt er dem Schreiber, er solle die Agenten in den drei Hauptstädten benachrichtigen und die Kuriere bereitmachen.

„An wen schreiben Sie, Herr?", fragt der Schreiber, der neu ist und es nicht besser weiß.

Konstantin lächelt, zum ersten Mal an diesem Morgen. „An alle", sagt er.

✦

Agnes hört die Nachricht am Mittag, auf dem Markt am alten Brunnen, wo ein Ausrufer des Fürstbischofs auf einer Kiste steht und die neuesten Nachrichten aus der Welt vorliest, wie er es jeden Mittwoch tut, und wo die Leute stehen bleiben und zuhören, weil die meisten von ihnen nicht lesen können.

Der Brunnen ist alt, älter als alles andere in Veria, und er ist umgeben von einem schmiedeeisernen Gitter mit einem kleinen Tor, an dem ein Wächter des Fürstbischofs steht und einen Heller für jeden Eimer verlangt, für die Unterhaltung des Brunnens, wie es auf einer Tafel daneben heißt. Auf der anderen Seite des Marktes steht die Feigenkirche, ein alter Tempel, den man vor Jahrhunderten zu einer Kirche geweiht hat, und aus ihrem Dach wächst ein Baum, ein uralter, riesiger Feigenbaum, von dem die Leute sagen, er sei tausend Jahre alt und wer im Sommer eine seiner Feigen isst, der werde in diesem Jahr nicht krank. Der Pfarrer verkauft sie. Zwei Kreuzer das Stück.

Der Ausrufer liest von den Kolonien jenseits des Meeres und von ihrer Erklärung, und als er zu dem Satz kommt, dass alle Menschen gleich geschaffen seien, geht ein Raunen durch die Menge, ein seltsames, unsicheres Raunen, wie wenn jemand in der Kirche etwas sagt, das man dort nicht sagen darf. Ein paar Männer lachen. Ein alter Bauer spuckt aus. Eine Frau neben Agnes bekreuzigt sich. Und ein junger Mann in einem abgetragenen Studentenrock, der auf den Stufen der Feigenkirche sitzt, steht auf und ruft „Freiheit!“, laut und hell, und dann ist es einen Augenblick lang ganz still auf dem Markt, bis zwei Wächter des Fürstbischofs sich durch die Menge zu ihm durchdrängen und er davonläuft, lachend, die Gasse zum Hafen hinunter.

Agnes steht da mit ihrem leeren Korb und spürt, wie ihr Herz klopft. Sie kennt das Wort. Jeder kennt es. Aber sie hat es noch nie so gehört, so laut, auf dem Markt, vor allen Leuten, und sie hat noch nie gesehen, wie die Wächter des Fürstbischofs bei einem einzigen Wort losrennen.

✦

Am Abend fragt sie ihren Vater danach.

Sie sitzen in der Küche des alten Hauses neben der Schmiede, am Herd, wo es warm ist, und essen Suppe aus Holzschalen, und Matthias ist müde, wie er jeden Abend müde ist, mit Ruß in den Falten seines Gesichts und Brandblasen an den Händen. Er ist ein schweigsamer, großer Mann, der sein Leben lang Hufeisen und Ketten und Wagenbeschläge geschmiedet hat, und in den letzten Jahren immer öfter Beschläge für die Lagerhäuser im Hafen und Schlösser für die Kontore der Kaufleute, weil man davon besser lebt. Er hört sich an, was Agnes vom Markt erzählt, und kaut lange auf seinem Brot.

„Die Freiheit", sagt er schließlich, „ist ein Wort, das man auf dem Markt nicht rufen sollte, wenn man seinen Kopf behalten will."

„Aber was bedeutet es?"

Matthias sieht sie an, und dann sieht er an ihr vorbei, auf die Mauer neben dem Herd, eine alte, dicke Mauer aus grauen Feldsteinen, in der unten, in Kniehöhe, ein rötlicher Stein sitzt, der anders aussieht als die anderen. Agnes weiß, worauf er sieht. Jeder in der Familie weiß es. In der unteren Ecke dieses Steins ist ein kleiner Vogel eingeritzt, so klein und so verwittert, dass man ihn nur erkennt, wenn man sich bückt und den Finger darüberstreicht, ein Vogel mit einem zu dicken Schnabel und einem Flügel, der kürzer ist als der andere. Niemand in der Familie weiß genau, was er bedeutet. Agnes' Großmutter hat gesagt, hinter dem Stein liege etwas, das man erst herausholen dürfe, wenn man es wirklich brauche, und dass die Familie es seit vielen hundert Jahren hüte, und als Agnes fragte, was es sei, hat die Großmutter die Schultern gezuckt und gesagt, das habe ihr auch niemand gesagt. Man reißt eine Mauer nicht auf, nur weil man neugierig ist. So ist es in dieser Familie immer gewesen.

„Deine Großmutter hat ein Lied gekannt", sagt Matthias langsam. „Du kennst es auch. Alle Kinder kennen den Anfang. Kein König auf dem Throne." Er lächelt schief, was er selten tut. „Die Kinder singen es auf der Gasse, und der Fürstbischof lässt sie singen, weil er glaubt, es sei ein Abzählreim. Vielleicht ist es das, was die Leute jenseits des Meeres

meinen. Vielleicht auch nicht.“ Er stellt seine Schale ab. „Ich weiß es nicht, Kind. Ich schmiede Schlösser. Ich habe mit der Freiheit nichts zu tun.“

In dieser Nacht liegt Agnes lange wach in ihrer Kammer unter dem Dach und denkt an den jungen Mann auf den Stufen der Feigenkirche und an das Wort, und an das Lied, und an die dritte Strophe, die ihre Großmutter ihr vorgesungen hat, als sie klein war und nicht schlafen konnte, und die nur in ihrer Familie gesungen wird. Von einem dunklen Morgen. Von Türen, die sich schließen. Sie hat sich nie gefragt, was sie bedeutet. Jetzt fragt sie es sich, und sie findet keine Antwort, und sie schläft schließlich ein mit dem Gefühl, dass irgendwo sehr weit weg, jenseits eines Meeres, das sie nie sehen wird, eine Tür aufgegangen ist.

✦

Den jungen Mann in dem abgetragenen Studentenrock sieht sie fünf Tage später wieder, auf demselben Markt, am selben Brunnen, und diesmal läuft er nicht davon.

Sie haben ihn am Morgen in einem Wirtshaus am Hafen gefunden, wo er mit Seeleuten getrunken und ihnen aus einer der Zeitungen von jenseits des Meeres vorgelesen hat, und jetzt steht er am Pranger neben dem Brunnen, an dem schmiedeeisernen Gitter, mit nacktem Oberkörper, die Hände über dem Kopf an einen Ring gebunden, den Agnes kennt, weil ihr Vater ihn vor zwei Jahren geschmiedet hat. Ein Ausrufer des Fürstbischofs liest das Urteil vor, auf seiner Kiste, mit derselben Stimme, mit der er am Mittwoch die Nachrichten aus der Welt vorgelesen hat: Aufruhr, Lästerung der Obrigkeit, Verbreitung aufrührerischer Schriften. Dreißig Hiebe. Dann tritt ein Büttel vor, ein vierschrötiger Mann mit einer Lederschürze, und nimmt eine Peitsche vom Gürtel, eine kurze, mit drei Riemen, an deren Enden kleine Knoten sitzen.

Agnes will weggehen, und sie bleibt doch stehen, wie alle stehen bleiben. Beim ersten Hieb schreit der junge Mann nicht. Beim fünften schreit er. Beim zehnten hängt er in dem Ring, und sein Rücken ist kein

Rücken mehr, sondern etwas Rotes, Offenes, und das Blut läuft ihm über die Hose und tropft auf das Pflaster vor dem Brunnen, und der Büttel wischt sich zwischen den Hieben den Schweiß von der Stirn. Die Leute auf dem Markt sehen zu. Manche lachen, ein paar Burschen aus der Oberstadt rufen dem Büttel zu, er solle fester schlagen, eine Frau hält ihrem kleinen Sohn die Augen zu und sieht selbst weiter hin. Der Pfarrer der Feigenkirche steht auf den Stufen seiner Kirche und verkauft Feigen. Beim zwanzigsten Hieb ist der junge Mann still.

Als es vorbei ist und die Menge sich verläuft, schneidet der Büttel die Fesseln durch, und der junge Mann sinkt am Gitter des Brunnens zu Boden und bleibt dort liegen, auf der Seite, mit offenen Augen, und niemand geht zu ihm. Es ist verboten, einem Verurteilten zu helfen, bevor die Sonne untergeht, so steht es auf einer Tafel am Pranger.

Agnes geht zu ihm.

Sie weiß nicht, warum sie es tut. Sie geht an dem Wächter am Tor des Brunnengitters vorbei, der sie verblüfft ansieht, und wirft ihm einen Heller in die Hand, und schöpft einen Eimer Wasser aus dem Brunnen, und kniet sich neben den jungen Mann auf das blutige Pflaster und hebt seinen Kopf an und gibt ihm zu trinken, in kleinen Schlucken, wie man es Kranken gibt. Er trinkt, als hätte er sein Leben lang nichts anderes getan. Dann sieht er sie an, aus einem Gesicht, das grau ist vor Schmerz, und versucht zu lächeln.

„Freiheit“, flüstert er.

„Halt den Mund“, sagt Agnes. „Sonst kriegst du noch dreißig.“

Der Wächter kommt herüber und packt sie am Arm und will sie fortziehen, und sie schüttelt ihn ab, ohne aufzusehen, und gibt dem jungen Mann den Rest des Wassers, und erst dann steht sie auf und geht. Die Leute sehen ihr nach. Am Abend weiß ihr Vater es, weil in Veria jeder alles weiß, und er sagt beim Essen kein Wort, aber als sie aufsteht, um die Schalen abzuwaschen, legt er ihr die Hand auf die Schulter, einen Augenblick nur, schwer und warm, wie er es seit ihrer Kindheit nicht mehr getan hat.

Seine Großmutter, sagt er dann, ohne sie anzusehen, habe immer erzählt, ganz am Anfang der Familie habe es eine Frau gegeben, die auf einem Schlachtfeld allen Wasser gegeben habe, egal auf welcher Seite sie standen. Er habe das immer für eine von den Geschichten gehalten, die man Kindern erzählt.

„Vielleicht ist es keine“, sagt Agnes.

Matthias zuckt die Schultern und geht hinaus in die Schmiede, wo er bis spät in die Nacht noch hämmert, und Agnes hört an seinem Takt, dass er an keinem Auftrag arbeitet, sondern nur schlägt, um nicht denken zu müssen.

✦

Drei Wochen später sieht Agnes das andere Schiff.

Es kommt nicht den Saro herauf, sondern liegt draußen an der Mündung, wo der Fluss ins Meer übergeht und die großen Hochseeschiffe ankern, die zu tief gehen für den Treidelpfad, und sie sieht es nur, weil ihr Vater sie mit dem Schiffszimmermann hinuntergeschickt hat, auf einem Leichter, mit einer Kiste voller Eisenringe, die an Bord gebracht werden sollen. Es ist ein großes, dreimastiges Schiff, älter als die anderen, mit verwitterten Planken und einem Rumpf, an dem Muscheln und Tang hängen, und schon als der Leichter sich ihm nähert, merkt Agnes den Geruch. Es ist ein Geruch, den sie noch nie gerochen hat, schwer und süß und faulig zugleich, der sich auf die Zunge legt und in die Kleider kriecht und nicht mehr weggeht, und der Schiffszimmermann neben ihr bindet sich ein Tuch vor Mund und Nase und reicht ihr ein zweites, ohne ein Wort zu sagen.

„Was ist das für ein Schiff?“, fragt Agnes.

Der Schiffszimmermann antwortet nicht gleich. Er ist ein alter Mann mit einem grauen Zopf und einem Gesicht, das aussieht, als habe es zu viel gesehen, und er sieht zu dem großen Rumpf hinauf, an dessen Seite eine Strickleiter herabhängt.

„Es kommt vom Dreieck“, sagt er schließlich. „Von hier nach Süden mit Waffen und Schnaps und Tuch. Von dort über das Meer mit … Ladung. Und von drüben zurück mit Zucker.“ Er spuckt über die Bordwand ins Wasser. „Es ist leer jetzt. Sie haben die Ladung drüben verkauft. Aber den Geruch bekommen sie nie wieder heraus. Den nimmt so ein Schiff mit ins Grab.“

Agnes versteht nicht. Und dann versteht sie doch, als sie die Strickleiter hinaufsteigen und an Deck stehen und der Schiffszimmermann mit dem Bootsmann über die Eisenringe verhandelt, und sie durch eine offene Luke in den Laderaum hinuntersieht. Es ist dunkel dort unten und niedrig, so niedrig, dass ein Mensch nicht aufrecht darin sitzen könnte, und an den Wänden entlang laufen Bretter, Reihe über Reihe, wie Regale, und an den Brettern sind Ringe festgeschmiedet, eiserne Ringe, Hunderte, in regelmäßigen Abständen, und an manchen hängen noch Ketten. Auf dem Boden des Laderaums stehen zwei Männer bis zu den Knöcheln in einer braunen Brühe und schöpfen sie mit Eimern ab, und einer von ihnen hebt den Kopf und sieht zu ihr hinauf, und Agnes sieht sein Gesicht, und sie wird es nie wieder vergessen.

Die Eisenringe in der Kiste, die sie mitgebracht haben, sind dieselben Ringe. Ihr Vater hat sie geschmiedet. Er hat nicht gefragt, wofür.

✦

Auf dem Rückweg, auf dem Leichter, der langsam den Saro hinaufgestakt wird, sitzt Agnes stumm auf einer Taurolle und starrt ins Wasser, und der Schiffszimmermann setzt sich neben sie und gibt ihr einen Schluck aus seiner Flasche, der in der Kehle brennt.

„Wem gehört das Schiff?“, fragt sie.

„Einem Reeder in der Hauptstadt“, sagt der Schiffszimmermann. „Aber versichert ist es beim Haus Albier. Die Schiffe, die Ladung, alles.“ Er sieht sie von der Seite an. „Weißt du, wie das Haus Albier die Ladung in seinen Büchern führt? Ich habe es gesehen, als ich einmal eine Rechnung hinbringen musste. Sie führen sie in Stück. Dreihundertzwölf

Stück, eingeschifft. Zweihundertvierzig Stück, angelandet. Der Rest unter Verlust."

Agnes sagt nichts. Sie sieht hinauf zum Hafen von Veria, der jetzt in der Ferne auftaucht, mit den Lagerhäusern und den Kränen und dem hohen, schmalen Haus aus hellem Stein am oberen Ende des Kais, über dessen Tür ein Messingschild in der Abendsonne glänzt, mit einem Schlüssel unter einer kleinen Krone. Sie denkt an das Papier, von dem der Ausrufer auf dem Markt vorgelesen hat, auf dem stand, dass alle Menschen gleich geschaffen seien. Sie denkt an die Männer, die es unterschrieben haben, jenseits des Meeres, und daran, ob einige von ihnen den Zucker essen, der mit dieser Ladung bezahlt wird, und ob sie es wissen. Sie denkt, dass sie es wissen müssen.

„Und das ist in Ordnung?", fragt sie schließlich leise. „Für alle? Für den Fürstbischof und die Kaufleute und den Pfarrer, der die Feigen verkauft?"

Der Schiffszimmermann trinkt einen Schluck und lässt sich Zeit mit der Antwort.

„Kind", sagt er dann, „die Welt ist ein Hafen. Alles kommt herein und alles geht hinaus, und an allem verdient jemand. Wer anfängt, nach der Ladung zu fragen, der kann gleich ins Wasser springen." Er schraubt die Flasche zu. „Dein Vater schmiedet die Ringe. Ich repariere die Schiffe. Der Pfarrer segnet sie, wenn sie auslaufen, damit sie wiederkommen. Und das Haus Albier zählt."

✦

Im dritten Stockwerk des hohen, schmalen Hauses am oberen Ende des Kais brennt an diesem Abend noch lange Licht. Konstantin Albier sitzt an seinem Pult und schreibt Briefe, an die Agenten des Hauses in den Hauptstädten auf dieser Seite des Meeres und auf der anderen, und in jedem Brief steht etwas anderes, und alle zusammen ergeben ein Muster, das nur er sieht. Dem Schatzmeister des Königs, der Truppen über das Meer schicken will, bietet er über einen Mittelsmann in der Hauptstadt

einen Kredit an, zu sechs vom Hundert. Den Abgesandten der Kolonien, die in den Hauptstädten auf dieser Seite des Meeres nach Geld und Waffen suchen, bietet er über einen anderen Mittelsmann, in einer anderen Stadt, unter einem anderen Namen, einen Kredit an, zu acht vom Hundert, weil das Risiko höher ist. Und dem Hof des Erbfeindes des Königs, der den Kolonien helfen will, um dem König zu schaden, schreibt er einen dritten Brief, den längsten, mit einer genauen Aufstellung, was ein Krieg jenseits des Meeres kosten wird, und wie viel davon er vorstrecken könnte.

Als er fertig ist, streut er Sand über die Tinte, faltet die Briefe und versiegelt sie, jeden mit einem anderen Siegel, und lehnt sich in seinem Stuhl zurück und sieht aus dem Fenster auf den dunklen Hafen hinunter. Draußen an der Mündung, wo die großen Schiffe ankern, sieht er die Laternen des Dreimasters, der morgen wieder nach Süden auslaufen wird, mit Waffen und Schnaps und Tuch, und mit einer Kiste neuer Eisenringe.

Er denkt an die Erklärung, die er am Morgen gelesen hat. Alle Menschen sind gleich geschaffen. Er findet sie bewegend, auf eine abstrakte Art, so wie man ein schönes Gemälde bewegend findet, und er glaubt nicht, dass sie etwas mit ihm zu tun hat. Er hat nie jemanden geschlagen. Er hat nie jemanden in Ketten gelegt. Er hat nie ein Gewehr abgefeuert oder einen Befehl gegeben, der einen Menschen tötet. Er zählt nur.

Bevor er hinaufgeht, steigt er noch einmal hinunter in den Keller, wie er es manchmal tut, wenn er nicht schlafen kann, mit einer Kerze in der Hand, an den Fässern mit Wein und Öl und den Kisten mit Zucker vorbei, bis in den hintersten Winkel, wo unter einem Tuch eine alte Truhe steht. Sie ist schwarz vor Alter, aus einer Eiche, die so hart geworden ist, dass sie klingt wie Stein, wenn man darauf klopft, und ihre eisernen Bänder sind mehrfach erneuert worden, aber das Schloss ist noch das alte, ein schweres, kunstvolles Ding mit einem Deckel, der das Schlüsselloch verbirgt. Die Truhe ist leer. Sie ist leer, seit Konstantin denken kann, und seit sein Vater denken konnte, und doch hat noch nie

ein Albier sie fortgeworfen, und sie ist mit jedem Umzug des Hauses mitgewandert, von der Oberstadt in das Kontor am Hafen, wie ein Familienmitglied, über das man nicht spricht.

Konstantin hebt das Tuch an und hält die Kerze über den Deckel. In das Holz eingeritzt, sehr alt, mit einer Messerspitze, stehen zwei Buchstaben und eine Jahreszahl, die niemand in der Familie erklären kann, weil sie so alt ist, dass sie aus einer Zeit vor aller Zeit stammen muss: Q. A. Im Jahr 80. Und darunter, in einer anderen Hand, später hinzugefügt, drei Worte, die sein Großvater ihm vorgelesen hat, als er ein kleiner Junge war und auf dem Schoß des alten Mannes in diesem Keller saß. Für alle Fälle.

Was in der Truhe gewesen ist, weiß niemand mehr. Es gibt in der Familie eine Geschichte von einem Bischof, der sie in einem Jahr geöffnet hat, in dem ein Komet am Himmel stand, und von drei Dingen, die er herausgenommen und jungen Männern in die Hand gegeben hat, aber die Geschichte ist so alt und so oft erzählt, dass niemand mehr weiß, was davon stimmt. Sein Vater hat gesagt, die Truhe sei das Wertvollste, was das Haus Albier besitze, gerade weil sie leer sei. Eine leere Truhe, hat er gesagt, ist ein Versprechen. Sie wartet darauf, dass man sie füllt.

Konstantin legt die Hand auf den Deckel, auf die drei Worte, und spürt das alte Holz unter seinen Fingern, kühl und glatt. Er denkt an die drei Briefe auf seinem Pult, an den König und die Kolonien und den Erbfeind, an die Kredite zu sechs und zu acht vom Hundert, an die Zuckerkisten am Kai und die Eisenringe in den Laderäumen. Er denkt, dass er in dieser Nacht angefangen hat, die Truhe zu füllen, und dass er nicht weiß, womit. Für alle Fälle. Er lächelt, ohne zu wissen, warum, und deckt das Tuch wieder darüber und steigt die Treppe hinauf.

Er löscht das Licht. Im Dunkeln, in der Stille des leeren Kontors, glaubt er für einen Augenblick, etwas zu hören, tief unten, unter dem Fundament des Hauses, unter den Kellern mit den Fässern, ein leises Geräusch, wie ein Atem, der zu niemandem gehört. Er lauscht. Es ist still. Es muss das Wasser im Hafenbecken gewesen sein, das an die Kaimauer schlägt.

Am nächsten Morgen findet er auf seinem Pult, zwischen den versiegelten Briefen, eine Karte, die er nicht dort hingelegt hat. Sie ist aus schwerem, cremefarbenem Papier, ohne Absender, und darauf steht in einer feinen, alten Schrift nur ein Ort, ein Datum und eine Stunde, und darunter ein Zeichen, das er nicht kennt: ein Auge in einem Dreieck, von dem Strahlen ausgehen wie von einer Sonne.

Er dreht die Karte lange in den Fingern. Dann steckt er sie in die Innentasche seines Rocks, auf der Seite, wo das Herz ist.

2

Die Bruderschaft hinter verschlossenen Türen

Die Kutsche hält um halb zwölf in der Nacht vor einem Palais am Fluss, in der Hauptstadt des alten Königreichs, und Konstantin Albier steigt aus und steht im Regen und sieht an der Fassade hinauf, an der kein einziges Fenster erleuchtet ist.

Er ist drei Tage gereist, über die Pässe und durch die Ebenen, mit dem Postwagen und dann mit einer gemieteten Kutsche, und er hat niemandem gesagt, wohin er fährt. Seiner Mutter hat er erzählt, er müsse einen Kreditnehmer des Hauses besuchen, einen Herzog mit Gütern im Süden, der seine Zinsen nicht zahlt. Seinen Schreibern hat er gar nichts erzählt. Die Karte aus cremefarbenem Papier mit dem Auge im Dreieck trägt er in der Innentasche seines Rocks, auf der Seite, wo das Herz ist, seit sieben Monaten, und er hat sie so oft herausgenommen und wieder eingesteckt, dass die Ecken weich geworden sind. Er hat Erkundigungen eingezogen, vorsichtig, über Agenten und Mittelsmänner, und er hat wenig erfahren und doch genug. Dass es in den Hauptstädten auf dieser Seite des Meeres Gesellschaften gibt, die sich hinter verschlossenen Türen treffen und deren Mitglieder einander schwören, nie darüber zu sprechen. Dass manche sagen, sie seien nur Klubs für Herren, die über Philosophie und Vernunft reden und dabei guten Wein trinken. Dass andere sagen, in diesen Räumen werde mehr entschieden als in den Kabinetten der Könige. Und dass man nicht fragt, ob man aufgenommen wird. Man wird gefragt.

Das Tor des Palais öffnet sich, bevor er klopfen kann, und ein Mann in einem schwarzen Umhang, mit einer schwarzen Halbmaske vor dem Gesicht, verneigt sich wortlos und bedeutet ihm einzutreten.

✦

Was in dieser Nacht geschieht, wird Konstantin Albier nie jemandem erzählen, nicht seiner Frau, die er drei Jahre später heiratet, nicht seinen Söhnen, nicht seinem Beichtvater, den er ohnehin nur noch aus Gewohnheit besucht. Er wird sich nur daran erinnern, mit einer Genauigkeit, die ihn bis an sein Lebensende verfolgt, in den Nächten, in denen er nicht schlafen kann.

Man nimmt ihm im Vorraum alles ab, was er bei sich trägt, die Börse und die Uhr und den silbernen Siegelring seines Vaters, und dann den Rock und die Schuhe und die Strümpfe, bis er barfuß auf dem kalten Marmor steht, in Hemd und Hose, und man legt ihm eine Binde aus schwarzem Samt über die Augen und knotet sie am Hinterkopf so fest, dass es schmerzt. Dann spürt er etwas Raues um den Hals, einen Strick, der sich zuzieht, nicht so, dass er ihm die Luft nimmt, aber so, dass er ihn spürt bei jedem Atemzug, und jemand nimmt das Ende des Stricks und zieht daran, und Konstantin folgt, blind, barfuß, durch Gänge, die nach Wachs riechen und nach feuchtem Stein, Treppen hinunter und wieder hinauf, um Ecken, deren Zahl er nicht mehr zählen kann, bis er nicht mehr weiß, ob er über oder unter der Erde ist. Er hört Schritte hinter sich und neben sich, aber niemand spricht.

Dann bleibt der Strick stehen, und etwas Kaltes, Spitzes drückt gegen seine Brust, genau über dem Herzen, durch das dünne Leinen seines Hemdes, und eine Stimme fragt ihn, was er sucht.

Er hat sich die Antwort nicht ausgedacht. Sie kommt von selbst, aus einem Teil von ihm, den er bisher nicht gekannt hat.

„Licht“, sagt er.

Die Spitze an seiner Brust drückt einen Augenblick fester, so fest, dass er spürt, wie die Haut nachgibt und etwas Warmes über seinen

Bauch hinunterläuft. Dann wird sie zurückgezogen. Jemand löst den Knoten an seinem Hinterkopf, und die Binde fällt.

✦

Er steht in einem Saal, den er nie wieder betreten wird und den er nie vergessen wird. Er ist lang und hoch, mit einem Gewölbe aus schwarzem Stein, an dem sich das Licht von Hunderten Kerzen bricht, die in schweren Leuchtern an den Wänden stehen, und an den Wänden entlang sitzen Männer auf hölzernen Bänken, vielleicht fünfzig, vielleicht sechzig, alle in schwarzen Umhängen, alle mit Masken vor den Gesichtern, und sie sehen ihn an, schweigend. Vor ihm, am Ende des Saals, auf einem Podest mit drei Stufen, steht ein Tisch, auf dem eine große flache Schale steht, und dahinter, in einem Stuhl mit hoher Lehne, sitzt ein Mann, der als Einziger keine Maske trägt, sondern eine Kapuze, die so tief ins Gesicht gezogen ist, dass man nur einen Schatten sieht. Über ihm, an der Stirnwand des Saals, in Gold auf schwarzem Grund, ist ein großes Auge gemalt, in einem Dreieck, von dem Strahlen ausgehen.

Konstantin steht vor dem Podest, barfuß, mit dem Strick um den Hals und einem roten Fleck auf dem Hemd, und er hat Angst, mehr Angst als je zuvor in seinem Leben, und unter der Angst, ganz tief, spürt er etwas anderes, etwas, das er nicht kennt und das ihm noch mehr Angst macht, weil es sich gut anfühlt.

Sie fragen ihn vieles in dieser Nacht. Wer er ist und woher er kommt, was sein Haus besitzt und wem es Geld leiht, zu welchen Zinsen und mit welchen Sicherheiten, und Konstantin antwortet, und er merkt bald, dass sie die Antworten kennen. Sie fragen ihn nach dem Krieg jenseits des Meeres, und nach seinen drei Briefen, an den Schatzmeister des Königs und an die Abgesandten der Kolonien und an den Hof des Erbfeindes, und Konstantin erschrickt, weil niemand außer ihm diese Briefe kennen kann, und sie lachen leise, alle zugleich, ein Rascheln, das durch den Saal geht wie Wind durch trockenes Laub. Dann fragt ihn

eine Stimme aus der Reihe der Maskierten, eine alte, heisere Stimme, was er glaube, wer die Welt regiere.

„Die Könige", sagt Konstantin, weil er nicht weiß, was er sonst sagen soll.

Wieder das Rascheln.

„Die Könige", sagt die heisere Stimme, „regieren, solange sie bezahlen können. Und sie können bezahlen, solange man ihnen leiht." Eine Pause. „Wem gehört also die Welt, Bruder Albier?"

Konstantin schweigt. Er denkt an sein Kontor im dritten Stockwerk des hohen, schmalen Hauses am Kai von Veria, an die Bücher mit den Zahlen, an die Briefe mit den Siegeln, und er spürt, wie ihm die Antwort im Mund wächst, schwer und süß wie eine reife Frucht.

✦

Dann gehen die Kerzen aus.

Es geschieht auf einmal, alle zugleich, ohne einen Luftzug, ohne ein Geräusch, als hätte jemand sie mit einer einzigen Hand erstickt, und es wird so dunkel im Saal, dass Konstantin seine eigenen Hände nicht mehr sieht. Er hört, wie die Männer auf den Bänken den Atem anhalten. Er hört, wie der Mann mit der Kapuze auf dem Podest sich von seinem Stuhl erhebt und auf die Knie fällt, mit einem dumpfen Laut auf den Stein. Nur eine einzige Kerze brennt noch, eine kleine, dünne Kerze auf dem Tisch neben der flachen Schale, und ihr Licht reicht gerade so weit, dass Konstantin die Schale sieht. Sie ist voller Asche.

Und dann spricht etwas.

Es ist keine Stimme, wie Konstantin sie kennt. Sie kommt nicht von einem Ort im Saal, nicht vom Podest und nicht von den Bänken, sondern von überall zugleich, aus dem Stein des Gewölbes und aus dem Boden unter seinen nackten Füßen und aus seiner eigenen Brust, aus der Wunde über seinem Herzen, und sie ist leise und alt und sehr geduldig, und sie spricht mit vielen Stimmen gleichzeitig, mit der Stimme seines toten Vaters und der Stimme seiner Mutter und der Stimme des Schiffs-

zimmermanns am Kai, und mit Stimmen, die er nicht kennt und die doch klingen, als hätte er sie sein Leben lang gehört.

> *Ihr sucht Licht*, sagt die Stimme. *Ich bin das Licht, das man euch verweigert hat. Die Priester haben euch gesagt, ihr sollt euch beugen. Die Könige haben euch gesagt, ihr sollt gehorchen. Ich sage euch: Ihr seid klüger als sie. Ihr zählt, während sie beten. Ihr leiht, während sie verschwenden. Und wer leiht, der herrscht.*

Konstantin steht in der Dunkelheit, und er spürt, wie ihm die Knie weich werden, und er weiß nicht, ob es Furcht ist oder etwas anderes.

> *Die alten Könige werden fallen*, sagt die Stimme. *Einer nach dem anderen, und ihr werdet zusehen, wie die Menschen auf den Straßen tanzen, wenn ihre Köpfe rollen. Und an ihre Stelle werden neue Könige treten. Sie werden keine Kronen tragen. Niemand wird sie kennen. Sie werden in Kontoren sitzen und in Ministerien und in Sälen wie diesem, und sie werden die Schulden der Völker in ihren Büchern führen, und die Völker werden glauben, sie seien frei. Ihr seid diese Könige. Ihr und eure Söhne und deren Söhne. Ich gebe euch die Welt.*

Eine Pause. Die Kerze flackert.

> *Ich verlange nur eines. Dass ihr schweigt. Dass niemand je erfährt, dass es mich gibt. Wenn sie euch fragen, dann sagt, ihr glaubt an die Vernunft. An die Freiheit. An die Brüderlichkeit aller Menschen. Das sind schöne Worte, und sie sind wahr, und sie gehören mir.*

✦

Als die Kerzen wieder brennen, alle zugleich, wie sie erloschen sind, steht der Mann mit der Kapuze wieder hinter dem Tisch, und vor ihm liegt ein Messer mit einer schmalen, schwarzen Klinge und einem Griff aus vergilbtem Elfenbein, ein sehr altes Messer, und neben ihm die Schale mit der Asche.

Einer nach dem anderen treten die Maskierten vor. Jeder nimmt das Messer, ritzt sich die linke Handfläche, so tief, dass das Blut in einem dünnen Strom heraustritt, und legt die blutende Hand flach in die Asche, und sagt einen Satz, leise, so dass nur der Mann mit der Kapuze ihn hört, und dann den Namen seines Bruders zur Linken. Konstantin ist der Letzte. Als er vor dem Tisch steht, mit dem Messer in der Hand, sieht er in die Schale, in die graue, feine Asche, in der sich jetzt dunkle Flecken ausbreiten, und für einen Augenblick, ohne zu wissen warum, denkt er an eine Geschichte, die seine Großmutter ihm erzählt hat, als er klein war, von einem Volk, das vor langer Zeit seine Hände in die Asche eines Throns gelegt hat. Er hat sie für ein Märchen gehalten. Er hält sie noch immer dafür.

Er ritzt sich die Hand. Es tut weniger weh, als er gedacht hat.

„Was ist das für eine Asche?“, fragt er leise den Mann mit der Kapuze, bevor er die Hand hineinlegt.

Der Mann unter der Kapuze lächelt. Konstantin sieht es nicht, aber er hört es in seiner Stimme. „Asche aus einem Feuer, über das nicht gesprochen wird“, sagt er. „Sie ist älter als dieses Haus und älter als diese Stadt. Sie wird von Bruder zu Bruder weitergegeben, seit siebenhundert Jahren.“ Er neigt den Kopf. „Und nun sprich, Bruder Albier. Mit deinen eigenen Worten.“

Konstantin legt die Hand in die Asche. Sie ist kalt.

„Wir herrschen“, sagt er, „und niemand soll es wissen.“

✦

In den Jahren danach verändert sich die Welt, und niemand außer den Brüdern weiß, wie sehr sie es selbst sind, die sie verändern.

Der Krieg jenseits des Meeres dauert sieben Jahre, länger, als irgendjemand gedacht hätte, und er kostet mehr, als irgendjemand bezahlen kann. Das Haus Albier leiht dem König, der seine Kolonien zurückhaben will, und es leiht über Mittelsmänner und falsche Namen den Kolonien, die ihre Freiheit wollen, und es leiht dem Hof des Erbfeindes, der

den Kolonien Schiffe und Soldaten schickt, um dem König zu schaden, und überall, an allen Tischen, sitzen Brüder, die einander nicht kennen und doch einander kennen, an dem kleinen Zeichen, das sie beim Händeschütteln mit dem Daumen machen, und an der Art, wie sie bestimmte Worte betonen. Konstantin sitzt in seinem Kontor am Kai von Veria und liest die Briefe aus allen Lagern, und manchmal, spät in der Nacht, liest er die anderen Briefe, die zwischen den Zahlen stecken. Briefe von Agenten, die mit den Armeen ziehen, um Lieferungen zu überwachen, und die schreiben, was sie sehen, weil niemand ihnen gesagt hat, dass sie es nicht sollen.

Einer schreibt von einem Lazarett in einer Kirche in einem Dorf jenseits des Meeres, nach einer Schlacht, deren Namen Konstantin nie behält. Er schreibt, dass die Ärzte die ganze Nacht amputiert haben, auf dem Altar, weil es der einzige Tisch war, der groß genug war, und dass sie die abgesägten Arme und Beine durch ein Fenster hinauswarfen, bis draußen ein Haufen lag, so hoch wie ein Mann, und dass am Morgen die Schweine aus dem Dorf daran fraßen. Er schreibt, dass er an diesem Morgen siebzehn Jahre alt war und dass er sich wünscht, er wäre nie in die Dienste des Hauses Albier getreten. Konstantin legt den Brief beiseite und trägt die Lieferung, um die es eigentlich ging, Branntwein und Verbandsleinen für das Lazarett, ordentlich in sein Buch ein, mit Preis und Zins. Den Agenten lässt er im nächsten Frühjahr nach Hause holen und ihm eine Stelle im Lager geben, weil er nicht will, dass er weiter solche Briefe schreibt.

Am Ende gewinnen die Kolonien. Die neue Republik jenseits des Meeres ist frei, und auf den Märkten der Alten Welt feiern die Leute, die das Wort Freiheit seitdem lauter rufen als zuvor. Der König, der seine Kolonien verloren hat, ist hoch verschuldet. Der Erbfeind, der den Kolonien geholfen hat, um dem König zu schaden, ist noch höher verschuldet, so hoch, dass seine Schatzmeister nachts nicht mehr schlafen. Und das Haus Albier hat an allen dreien verdient.

✦

Agnes kommt im Frühjahr 1787 in das Kontor am Kai.

Sie ist achtundzwanzig Jahre alt und unverheiratet, was in Veria eine Schande ist, und ihr Vater ist im Winter gestorben, an einer Lungenentzündung, die er sich in der Kälte der Schmiede geholt hat, und ihr Bruder hat die Schmiede übernommen und eine Frau ins Haus gebracht, die Agnes nicht ausstehen kann. Sie hat gehört, dass das Haus Albier Mägde sucht für sein neues Stadthaus in der Hauptstadt des alten Königreichs, wo Konstantin Albier inzwischen die Hälfte des Jahres verbringt, und sie hat sich gemeldet, weil es das Einzige ist, was ihr einfällt, um von hier fortzukommen. Sie steht im Vorzimmer im dritten Stockwerk, in ihrem besten Kleid, und wartet, und als die Tür aufgeht und Konstantin Albier selbst herauskommt, um sie anzusehen, wie er alle ansieht, die in seinem Haus arbeiten sollen, erkennt sie ihn, obwohl sie ihn nur von Weitem gesehen hat, und sie spürt, wie ihr die Kehle eng wird.

Sie denkt an den Laderaum des Dreimasters an der Mündung, vor elf Jahren, an die Ringe in der Wand und den Mann mit der Schöpfkelle, und an das Wort, das der Schiffszimmermann ihr auf dem Leichter gesagt hat. Stück.

Konstantin Albier sieht sie an, mit seinen grauen Augen, die nichts verraten, und fragt sie nach ihrem Namen und nach ihrer Familie, und als sie sagt, ihr Vater sei der Schmied Matthias aus der Schmiedegasse gewesen, der die Beschläge für die Lagerhäuser gemacht hat, nickt er.

„Der Schmied mit den Schlössern", sagt er. „Ein guter Handwerker. Mein Beileid." Er betrachtet ihre Hände, die rau sind und voller kleiner Narben vom Amboss, an dem sie ihrem Vater geholfen hat, seit sie ein Kind war. „Kannst du schweigen?"

Agnes sieht ihm in die Augen. „Ja, Herr."

„Gut", sagt Konstantin Albier. „Das ist das Einzige, was ich von den Leuten in meinem Haus verlange."

Er stellt sie ein. Er bemerkt nicht, dass sie die linke Hand zur Faust geballt hat, und dass sie unter dem Ärmel ihres Kleides, auf der Innenseite des Handgelenks, mit Tinte einen kleinen Vogel gemalt hat, schief, mit einem zu dicken Schnabel, so wie er auf dem Stein in der Mauer ne-

ben dem Herd ist, weil sie heute Morgen, als sie das Haus verließ, das Gefühl hatte, sie müsse etwas von zu Hause mitnehmen.

✦

Zwei Jahre später, im Sommer 1789, hungert die Hauptstadt.

Der Winter war der kälteste seit Menschengedenken, und die Ernte im Frühjahr ist erfroren, und das Korn ist knapp, so knapp, dass der Preis für einen Laib Brot in wenigen Monaten auf das Dreifache gestiegen ist, und in den Vorstädten stehen die Frauen ab vier Uhr morgens vor den Bäckereien und warten, und oft warten sie umsonst. Agnes sieht sie jeden Morgen, wenn sie für das Stadthaus des Hauses Albier zum Markt geht, mit einem Korb und einer Liste und einer Börse voller Silber. Sie sieht ihre grauen Gesichter und die Kinder an ihren Röcken, mit dünnen Armen und aufgeblähten Bäuchen, und sie sieht, wie die Bäcker die Läden schließen und die Frauen gegen die Türen schlagen. An einem Morgen im Juni sieht sie vor einer Bäckerei in der Vorstadt eine junge Frau auf dem Pflaster sitzen, mit einem Säugling im Arm, der sich nicht mehr bewegt, und die Frau wiegt ihn und summt ihm etwas vor, und niemand bleibt stehen.

Im Stadthaus des Hauses Albier gibt es Brot, jeden Tag, weißes Brot, und Fleisch und Wein. Und im Keller des Stadthauses, das hat Agnes herausgefunden, weil sie Mägde sind und Mägde alles herausfinden, lagern zweihundert Säcke Korn. Ein Teil eines größeren Bestands, sagt der Hausmeister, der in einem Lagerhaus am Fluss liegt und in anderen Lagerhäusern in anderen Städten, alles gekauft im Herbst, als der Preis noch niedrig war, und alles gehalten, bis er steigt. Und er steigt jeden Tag. Agnes erzählt es niemandem. Sie hat ja gesagt, dass sie schweigen kann.

An den Abenden, an denen Herr Albier Gäste hat, serviert Agnes den Wein im Speisezimmer, und sie hört zu, ohne zuzuhören, wie man es als Magd lernt. Es sind immer dieselben Männer, oder Männer von derselben Art, Bankiers und Advokaten und Abgeordnete, ein General, ein

Bischof, ein berühmter Schriftsteller, über den die Leute auf dem Markt sprechen, und sie reden über die Lage. Sie reden über die Schulden des Königs, der kein Geld mehr hat, um seine Zinsen zu zahlen, und der deshalb zum ersten Mal seit hundertfünfzig Jahren die Stände einberufen hat, die Vertreter des Volkes, damit sie ihm neue Steuern bewilligen. Sie reden darüber, was diese Vertreter fordern werden, und was man ihnen geben könne, und wer unter ihnen ein Bruder sei. Sie benutzen das Wort Bruder oft, auf eine bestimmte Art, und wenn sie sich zur Begrüßung die Hand geben, machen sie etwas Seltsames mit dem Daumen. Und manchmal, wenn sie spät in der Nacht noch beisammensitzen und Agnes zum dritten Mal Wein bringt, wird es still, sobald sie hereinkommt, und Herr Albier sieht sie an, mit seinen grauen Augen, und sie stellt die Karaffe ab und geht hinaus, ohne aufzusehen, und hinter ihr wird weitergesprochen.

Einmal hört sie, bevor die Tür ganz zu ist, einen Satz, den der Bischof sagt, mit einem Lachen. Der Hunger, sagt er, sei der beste Redner, den die Freiheit je gehabt habe.

✦

Am vierzehnten Juli fährt Konstantin Albier in seiner Kutsche durch die Stadt, und Agnes sitzt neben dem Kutscher auf dem Bock, weil sie Besorgungen für das Haus machen soll und weil die Straßen zu gefährlich geworden sind, um zu Fuß zu gehen.

Sie kommen nicht weit. Die Straßen sind voller Menschen, Tausende, Zehntausende, Männer mit Piken und Sensen und alten Musketen, Frauen mit Messern und Knüppeln, Kinder, die Steine tragen, und alle strömen in dieselbe Richtung, nach Osten, zu der alten Festung am Rand der Stadt, in der der König seine Gefangenen hält und sein Pulver. Die Kutsche bleibt stecken. Der Kutscher flucht und will umkehren, aber es geht nicht, die Menge umspült das Gefährt wie ein Strom einen Stein, und Agnes sitzt auf dem Bock und sieht hinunter in die Gesichter, die an ihr vorbeiziehen, und sie hat nie solche Gesichter gesehen. Es

sind Gesichter, die so lange Hunger hatten, dass sie keine Angst mehr kennen.

Sie hören die Schüsse von der Festung her, am Nachmittag, und dann ein Brüllen, so gewaltig, dass es die Fenster in den Häusern zum Klirren bringt, und dann kommt die Menge zurück, durch dieselbe Straße, in der die Kutsche steckt, und sie singt. Sie singt ein Lied über die Freiheit, das Agnes nicht kennt, mit einer Melodie, die marschiert, und an der Spitze tragen Männer etwas auf ihren Piken, hoch über den Köpfen, und Agnes sieht erst nicht, was es ist, weil die Sonne ihr ins Gesicht scheint.

Dann sieht sie es.

Es ist ein Kopf. Der Kopf eines Mannes mit grauem Haar, das noch gepudert ist, mit offenen Augen und offenem Mund, aufgespießt auf eine Pike, und Blut läuft den Schaft hinunter über die Hände des Mannes, der ihn trägt, und der Mann lacht. Daneben, auf einer zweiten Pike, ein zweiter Kopf. Die Menge singt und tanzt um die Piken herum, Frauen und Kinder, und ein kleines Mädchen, nicht älter als sechs, hüpft neben dem Mann mit dem Kopf her und klatscht in die Hände.

Agnes übergibt sich über die Seite des Bocks auf das Pflaster. Der Kutscher hält ihr den Kopf.

Aus dem Inneren der Kutsche hört sie nichts. Herr Albier sitzt da, hinter den zugezogenen Vorhängen aus grünem Samt, und als die Menge endlich vorbeigezogen ist und die Kutsche weiterfahren kann, klopft er gegen die Wand, das Zeichen, dass der Kutscher umkehren soll, nach Hause. Am Abend, als Agnes ihm den Wein bringt, sitzt er allein in seinem Arbeitszimmer an seinem Pult, die linke Hand auf dem Tisch, mit einer dünnen weißen Narbe quer über die Innenfläche, und schreibt in sein Buch. Er sieht nicht auf.

Agnes sieht im Kerzenlicht, was er schreibt, bevor sie die Karaffe abstellt. Es ist eine Zahl. Der Preis für einen Sack Korn, an diesem Tag, in dieser Stadt. Daneben ein kleines Zeichen, das sie nicht kennt: ein Auge in einem Dreieck.

In dieser Nacht, in ihrer Kammer unter dem Dach des Stadthauses, liegt Agnes wach und hört die Stadt. Sie hört das Singen in den Straßen, das bis zum Morgen nicht aufhört, und die Schüsse, die irgendwo fallen, und das Läuten der Glocken, das niemand befohlen hat. Und als es endlich still wird, kurz vor Sonnenaufgang, summt sie leise vor sich hin, um sich zu beruhigen, die dritte Strophe, die ihre Großmutter ihr vorgesungen hat. Von einem dunklen Morgen. Von Türen, die sich schließen.

Sie hat sich geirrt, damals, in Veria, an dem Abend nach dem Ausrufer auf dem Markt. Es ist keine Tür aufgegangen jenseits des Meeres. Es hat sich eine geschlossen.

3

Das Schafott

Am Morgen des Tages, an dem sie dem König den Kopf abschlagen, ist es so kalt, dass der Atem der Menschen über dem Platz steht wie eine Wolke, und Agnes steht mitten in dieser Wolke und kann nicht weg.

Sie ist nicht freiwillig hier. Sie war auf dem Weg zum Markt, mit ihrem Korb, wie jeden Morgen, und auf der großen Straße, die zum Fluss hinunterführt, hat die Menge sie erfasst und mitgenommen, wie ein Strom ein Blatt mitnimmt, und jetzt steht sie auf dem großen Platz am Fluss, eingekeilt zwischen einem Fischweib, das nach Hering riecht, und einem jungen Mann mit einer roten Mütze, der unaufhörlich auf den Zehenspitzen wippt, um besser sehen zu können. Es müssen achtzigtausend Menschen sein. Manche sagen später, es seien hunderttausend gewesen. Sie stehen auf dem Platz und in den Straßen, die zu ihm führen, sie sitzen auf den Dächern und in den Fenstern und auf den Ästen der kahlen Bäume, und sie warten, und es ist still, so still, wie Agnes noch nie eine so große Menge erlebt hat, nur das Trommeln ist zu hören, ein dumpfes, gleichmäßiges Trommeln von irgendwoher, und das Klappern der Hufe der Reiterei, die den Platz abriegelt.

In der Mitte des Platzes steht die Maschine.

Agnes hat von ihr gehört, wie jeder in der Stadt von ihr gehört hat, seit man sie im vergangenen Frühjahr zum ersten Mal aufgestellt hat. Man sagt, sie sei menschenfreundlich, weil sie schnell sei und gleich für alle, für den Dieb wie für den Grafen, ohne Unterschied, und das sei die Gleichheit, die man jetzt habe. Man sagt, ein Arzt habe sie erfunden.

Jetzt sieht Agnes sie zum ersten Mal mit eigenen Augen, über die Köpfe der Menge hinweg, auf einem hölzernen Gerüst, zu dem eine Treppe hinaufführt: zwei hohe, rot gestrichene Pfosten, zwischen denen oben ein Messer hängt, ein schweres, schräges Messer, das im blassen Licht des Januarmorgens schimmert. Darunter ein Brett, auf das man einen Menschen schnallt, und ein Brett mit einem halbrunden Ausschnitt für den Hals. Und davor, auf dem Boden des Gerüsts, ein Korb aus Weidengeflecht, mit Sägespänen gefüllt.

✦

Agnes ist vierunddreißig Jahre alt und seit sechs Jahren in der Hauptstadt, und sie arbeitet nicht mehr im Haus Albier.

Herr Albier hat das Stadthaus im vergangenen Sommer geschlossen, kurz bevor die Menge den Palast des Königs stürmte und die Garde des Königs auf den Treppen niedermetzelte, bis das Blut über die Stufen lief wie Wasser nach einem Gewitter. Er hat sein Silber und seine Bücher in Kisten verpacken lassen und ist in einer Nacht abgereist, über die Grenze, zurück nach Veria, und er hat Agnes angeboten, mitzukommen. Sie hat abgelehnt. Sie hätte nicht sagen können, warum, aber als er in der Tür seines Arbeitszimmers stand, in seinem dunkelgrünen Rock, mit der dünnen weißen Narbe auf der linken Handfläche, und sie ansah mit seinen grauen Augen, die nichts verraten, da wusste sie, dass sie nicht mehr in seinem Haus leben wollte, keinen Tag mehr, egal was es sie kostete.

Jetzt arbeitet sie im Haus eines Advokaten namens Sander, in einer engen Straße hinter dem alten Markt, einem Mann von vierzig Jahren mit einem schmalen, ernsten Gesicht und einer Brille, die er ständig putzt, wenn er nachdenkt, und der Abgeordneter ist in der großen Versammlung, die seit dem Sturz des Königs das Land regiert. Er ist ein guter Mann. Agnes weiß das, weil sie in den Häusern der Mächtigen gelernt hat, gute Männer von den anderen zu unterscheiden, und weil sie gesehen hat, wie er nachts über seinen Reden sitzt und sie dreimal neu

schreibt, und wie er am Morgen mit seinem kleinen Sohn Lukas auf dem Boden der Küche sitzt und mit ihm Soldaten aus Holz aufstellt, bevor er in die Versammlung geht. Er glaubt an die Freiheit. Er glaubt wirklich daran, mit einer Leidenschaft, die Agnes manchmal Angst macht, und er glaubt an die Gleichheit und an die Brüderlichkeit, und er hat Agnes einmal erklärt, beim Frühstück, dass die Revolution keine Gewalt brauche, sondern nur Vernunft, und dass die Gewalt der ersten Tage nur der Schmerz einer Geburt gewesen sei, der vorübergehe, wenn das Kind erst da ist.

Er hat in der Versammlung gegen den Tod des Königs gestimmt. Nicht weil er den König liebt, sagt er, sondern weil eine Republik, die mit einem Mord beginnt, mit Morden weitermachen wird. Er hat verloren, mit wenigen Stimmen.

✦

Um zehn Uhr kommt der Wagen.

Agnes sieht ihn erst, als er schon fast am Gerüst ist, einen einfachen grünen Wagen, gezogen von zwei Pferden, umgeben von Reitern, und als er hält, steigt ein Mann aus, ein schwerer, rundlicher Mann von vielleicht vierzig Jahren, in einem braunen Rock und weißen Strümpfen, mit einem Priester an seiner Seite, der ein Buch in den Händen hält. Er sieht nicht aus wie ein König. Agnes hat sich einen König anders vorgestellt, so wie man ihn auf den Münzen sieht, mit einer Krone und einem stolzen Profil, und dieser Mann sieht aus wie ein Kaufmann aus der Oberstadt von Veria, der zu viel isst, oder wie ein Pfarrer auf dem Land. Er steigt die Treppe zum Gerüst hinauf, ohne Hilfe, langsam, und oben bleibt er stehen und sieht über die Menge, über die achtzigtausend Menschen, die ihn ansehen, und dann zieht er seinen Rock aus und reicht ihn einem der Gehilfen.

Sie wollen ihm die Hände binden. Er wehrt sich, kurz, und sagt etwas, das Agnes nicht verstehen kann, und der Priester neben ihm sagt etwas zu ihm, und dann lässt er es geschehen. Sie schneiden ihm die

Haare im Nacken ab, mit einer Schere, damit nichts dem Messer im Weg ist. Dann tritt er an den Rand des Gerüsts und hebt die gebundenen Hände und beginnt zu sprechen.

„Ich sterbe unschuldig …“, ruft er, und seine Stimme ist erstaunlich kräftig, sie trägt weit über den stillen Platz. „Ich verzeihe meinen Feinden, und ich bete zu Gott, dass das Blut, das ihr vergießen werdet …“

Dann setzen die Trommeln ein. Ein Offizier zu Pferde hat das Zeichen gegeben, und Hunderte von Trommeln rund um den Platz beginnen zugleich zu schlagen, so laut, dass die Stimme des Königs darin ertrinkt, und Agnes sieht nur noch, wie sein Mund sich bewegt, ohne dass ein Laut herauskommt. Die Gehilfen packen ihn und werfen ihn auf das Brett und schnallen ihn fest, und das Brett kippt nach vorn, und sein Hals liegt in dem halbrunden Ausschnitt, und der Henker greift nach einem Seil.

Agnes schließt die Augen. Sie hört das Geräusch trotzdem. Es ist ein Geräusch, das sie für den Rest ihres Lebens hören wird, nachts, wenn sie nicht schlafen kann: ein Zischen von oben nach unten, schnell, und dann ein dumpfer Schlag, wie wenn eine Axt in einen Holzklotz fährt, nur weicher, nasser.

Als sie die Augen öffnet, hält einer der Gehilfen etwas hoch über seinen Kopf, an den Haaren, und zeigt es der Menge, und er geht damit am Rand des Gerüsts entlang, damit es jeder sehen kann, und es tropft.

Einen Augenblick lang ist es vollkommen still.

Dann bricht der Jubel los. Es ist ein Brüllen aus achtzigtausend Kehlen, das über den Platz rollt und von den Fassaden zurückgeworfen wird und die Tauben von den Dächern auffliegen lässt, ein Brüllen, in dem Agnes Worte erkennt, immer dieselben, Es lebe die Republik, Es lebe die Freiheit, und der junge Mann mit der roten Mütze neben ihr wirft seine Mütze in die Luft und umarmt das Fischweib, und das Fischweib weint vor Freude. Und dann drängen die Menschen nach vorn, zum Gerüst, und Agnes wird mitgerissen, und sie sieht, wie Männer und Frauen sich unter das Gerüst drängen, wo durch die Ritzen der Bretter das Blut heruntertropft, und ihre Taschentücher hineinhalten und ihre Fin-

ger und ihre Piken, und einer leckt sich die Finger ab und lacht, und eine Frau tupft sich das Blut wie ein Parfum hinter die Ohren.

Agnes kämpft sich aus der Menge heraus, mit den Ellenbogen, mit den Fäusten, bis sie in einer Seitenstraße steht, an eine Hauswand gelehnt, und keine Luft mehr bekommt.

✦

Die Monate danach sind die Monate, in denen die Revolution beginnt, ihre Kinder zu fressen.

Agnes versteht nicht, wie es geschieht. Niemand versteht es, jedenfalls niemand, mit dem sie spricht. Es gibt Krieg an allen Grenzen, weil die Könige der Nachbarländer die Republik ersticken wollen, und es gibt Aufstände in den Provinzen, weil die Bauern ihre Söhne nicht in diesen Krieg schicken wollen, und es gibt Hunger in der Stadt, immer noch, schlimmer als zuvor. Und in der Versammlung reden sie jeden Tag über Verräter. Über Feinde im Inneren, die mit den Königen im Ausland gemeinsame Sache machen. Über Spekulanten, die das Korn zurückhalten, um die Republik auszuhungern. Über Abgeordnete, die zu weich sind, zu nachsichtig, zu sehr Freunde des toten Königs. Und jeden Tag werden die Namen auf den Listen länger.

Die Maschine steht jetzt nicht mehr auf dem großen Platz am Fluss, wo man sie nach dem Tod des Königs abgebaut hat, sondern auf einem anderen Platz, und sie arbeitet jeden Tag. Agnes sieht die Wagen, die zu ihr fahren, jeden Nachmittag um dieselbe Zeit, offene Karren mit Gittern an den Seiten, auf denen die Verurteilten stehen, Männer und Frauen und manchmal halbe Kinder, mit gebundenen Händen und abgeschnittenen Haaren, und die Menge an den Straßenrändern beschimpft sie und bewirft sie mit Dreck und manchmal mit Steinen. Am Fuß des Gerüsts sitzen Frauen auf Stühlen, die sie von zu Hause mitgebracht haben, und stricken, und zählen die Köpfe laut mit, und streiten sich, wer am genauesten gezählt hat. Agnes hört, dass in einer Stadt im Westen die Gefängnisse so voll sind, dass man die Verurteilten paarweise zusam-

menbindet, einen Mann und eine Frau, nackt, und sie in alte Kähne sperrt und die Kähne in der Mitte des Flusses versenkt, nachts, weil die Maschine nicht schnell genug ist. Man nennt es, mit einem Lachen, eine Hochzeit. Agnes glaubt es zuerst nicht. Dann erzählt es ihr ein Soldat, der dabei war, auf dem Markt, betrunken, mit leeren Augen, und sie glaubt es.

Herr Sander kommt jeden Abend später nach Hause und putzt jeden Abend länger seine Brille. Er spricht nicht mehr beim Frühstück über die Vernunft. Er sitzt mit Lukas auf dem Küchenboden und stellt die hölzernen Soldaten auf, wie früher, aber er sieht sie dabei nicht an, sondern starrt auf die Tür, und wenn auf der Straße schwere Schritte zu hören sind, zuckt er zusammen.

„Es sind meine Brüder", sagt er eines Abends zu Agnes, als sie ihm einen Becher heißen Wein bringt und er in der dunklen Stube sitzt, ohne Licht. Er sagt es nicht zu ihr, sondern zu sich selbst, mit einer leisen, erstaunten Stimme. „Die Männer, die jetzt die Listen schreiben. Wir haben zusammen gekämpft. Wir haben zusammen in den Versammlungen gesessen und Reden gehalten über die Freiheit und die Gleichheit und die Brüderlichkeit aller Menschen. Wir haben uns die Hände gegeben." Er hebt seine linke Hand und betrachtet sie im schwachen Licht, das von der Straße hereinfällt, und Agnes sieht auf der Handfläche eine dünne weiße Narbe. „Manche von uns haben mehr getan als das."

Agnes stellt den Becher ab, sehr vorsichtig, damit er nicht klirrt.

„Herr Sander", sagt sie leise, „was ist das für eine Narbe?"

Er sieht sie an, lange, und in seinem Gesicht kämpft etwas, und dann lacht er, ein kleines, müdes, verzweifeltes Lachen, das schlimmer klingt als Weinen.

„Ein Schwur", sagt er. „Ich war jung. Ich habe geglaubt, es gehe um das Licht."

✦

Sie holen ihn an einem Morgen im Oktober, vor Sonnenaufgang.

Agnes hört die Schritte auf der Treppe, schwer und viele, und dann das Hämmern an der Tür, und sie ist schon auf, weil sie das Feuer im Herd anzünden wollte, und sie steht in der dunklen Küche und hört, wie die Tür aufgebrochen wird und Männer in die Wohnung stürmen und schreien. Sie hört Frau Sander schreien. Sie hört Lukas weinen. Sie hört Herrn Sander, der ganz ruhig spricht, mit seiner leisen Advokatenstimme, als wolle er die Männer beruhigen, als handle es sich um ein Missverständnis, das man vor Gericht klären könne. Dann hört sie einen Schlag, und Herr Sander spricht nicht mehr.

Sie nehmen beide mit, ihn und seine Frau. Den Jungen lassen sie zurück, im Nachthemd auf dem Flur, weil er erst sechs ist und auf keiner Liste steht. Einer der Männer, ein junger Mann mit einer roten Mütze und einer Pike, sieht Agnes in der Küchentür stehen und mustert sie, von oben bis unten, und dann zuckt er die Schultern und sagt, sie solle sich um den Bastard kümmern, und geht.

Der Prozess dauert neunzehn Minuten. Agnes weiß es, weil sie im Saal ist, auf der Galerie, zwischen anderen Zuschauern, mit Lukas, den sie bei einer Nachbarin gelassen hat und der nicht weiß, wo seine Eltern sind. Es gibt keine Zeugen und keinen Verteidiger. Es gibt einen Ankläger, der eine Liste verliest, auf der Herrn Sanders Name steht und die Worte Verschwörung und Verrat und Feind des Volkes, und einen Richter, der nickt, und Geschworene, die nicken. Herr Sander steht vor ihnen, mit einem blauen Fleck auf der Stirn und zerbrochener Brille, und will sprechen, und man lässt ihn nicht. Frau Sander neben ihm hält seine Hand. Am Ende verliest der Richter vierzehn Urteile in vier Minuten, und vierzehnmal dasselbe Wort, und die Zuschauer auf der Galerie klatschen.

✦

Am nächsten Nachmittag steht Agnes am Rand des Platzes, auf dem die Maschine steht, mit Lukas an der Hand.

Sie hat lange überlegt, ob sie ihn mitnehmen soll. Sie hat ihn nicht bei der Nachbarin lassen können, weil die Nachbarin Angst hat, und sie hat ihn nicht allein lassen können, und fernbleiben konnte sie auch nicht. Sie steht ganz hinten, in einer Toreinfahrt, wo die Menge dünn ist, und sie hat dem Jungen gesagt, er solle die Augen zumachen, wenn sie es ihm sagt, und er hat genickt, mit seinem ernsten, blassen Gesicht, das dem seines Vaters so ähnlich ist.

Der Karren kommt um vier. Herr und Frau Sander stehen nebeneinander zwischen den Gittern, mit gebundenen Händen und abgeschnittenen Haaren, zwischen zwölf anderen, und Herr Sander hat keine Brille mehr, und er blinzelt in das Licht, als könne er nicht recht sehen, wohin man ihn fährt. Die Strickerinnen am Fuß des Gerüsts beginnen zu zählen. Die Menge johlt. Ein Mann neben Agnes ruft, man solle sich beeilen, er habe noch etwas vor.

Dann sieht Agnes das Kind.

Es steht auf der anderen Seite des Platzes, am Fuß einer Hauswand, ganz am Rand der Menge, wo niemand hinsieht, klein und still, in einem weißen Mantel mit einer Kapuze, die so tief ins Gesicht gezogen ist, dass man nur einen Schatten sieht. Es ist barfuß. Die Füße stehen auf dem Pflaster, das schwarz ist vom Blut und vom Dreck von Monaten, und sie sind sauber. Es sieht nicht zum Gerüst. Es sieht zu dem Karren, auf dem zwölf Menschen stehen und auf ihren Tod warten, und Agnes kann sein Gesicht nicht erkennen, aber sie weiß, wen es ansieht.

Sie weiß nicht, woher sie es weiß. Sie hat die Geschichten gehört, natürlich, alle in ihrer Familie haben sie gehört, von der Frau mit dem Hammer und dem Kind im weißen Mantel, das niemand kommen sah, und von dem Mädchen am Brunnen, das kein Wort sprach. Sie hat sie für Märchen gehalten. Jetzt steht sie in einer Toreinfahrt in der Hauptstadt eines Landes, das gerade seinen König geköpft hat und dabei ist, seine eigenen Kinder zu köpfen, und sieht ein Kind in einem weißen Mantel am Rand eines Platzes voller Blut stehen, und niemand sonst sieht es. Die Menge um sie herum johlt und zählt und strickt. Niemand dreht den Kopf.

Herr Sander steigt die Treppe hinauf. Oben dreht er sich um, und für einen Augenblick, einen einzigen, sieht er über den Platz, und Agnes ist sicher, dass er zu der Hauswand auf der anderen Seite sieht, wo das Kind steht, und dass sich etwas in seinem Gesicht verändert, wie eine Maske, die einen Riss bekommt.

„Mach die Augen zu, Lukas", sagt Agnes. „Jetzt."

Sie legt ihm die Hand über die Augen, und sie schließt selbst die Augen, und sie hört das Zischen und den Schlag, und dann noch einmal, und die Frauen am Gerüst zählen laut, sieben, acht. Als sie die Augen wieder öffnet, steht an der Hauswand auf der anderen Seite des Platzes niemand mehr.

✦

Sie verlässt die Stadt in derselben Nacht, mit Lukas auf dem Rücken, zu Fuß, durch ein Tor im Süden, wo die Wachen betrunken sind und eine Frau in einem abgetragenen Umhang mit einem schlafenden Kind auf dem Rücken nicht beachten. Sie hat einen Pass, den eine andere Magd ihr verkauft hat, für das Geld, das sie in sechs Jahren gespart hat, auf einen falschen Namen, und sie hat ein Bündel mit Brot und Käse und einem Hemd zum Wechseln für den Jungen, und sie hat in ihrer Schürzentasche die hölzernen Soldaten, die Lukas auf dem Küchenboden mit seinem Vater aufgestellt hat. Er hat nicht gefragt, wo seine Eltern sind. Er hat gar nichts gefragt, seit sie den Platz verlassen haben. Er hat nur ihre Hand gehalten, so fest, dass seine kleinen Finger weiß wurden.

Sie gehen bis zum Morgen. Die Straße nach Süden ist voller Menschen, auch in der Nacht, und Agnes begreift erst nach einer Stunde, dass sie in beide Richtungen gehen. Die einen fliehen aus der Hauptstadt, wie sie, mit Bündeln und Karren und Kindern auf dem Rücken, Menschen mit guten Mänteln, die ihre guten Mäntel mit Schlamm beschmiert haben, damit man sie nicht erkennt. Die anderen ziehen in die Hauptstadt hinein, Bauern und Tagelöhner und Burschen aus den Dörfern, mit Sensen und Mistgabeln über den Schultern und Kokarden an

den Hüten, und sie singen ein neues Lied, ein Lied über das Blut der Tyrannen, das die Furchen der Felder tränken soll, und sie singen es so laut und so glücklich, dass Lukas auf Agnes' Rücken aufwacht und fragt, ob ein Fest sei. Agnes sagt, er solle weiterschlafen. Im ersten grauen Licht kommen sie an einem toten Pferd vorbei, das am Straßenrand liegt, aufgebläht, mit den Beinen in der Luft, und an einem Wegkreuz, von dem jemand die Figur abgeschlagen hat, so dass nur noch die Nägel im Holz stecken, und an einem Dorf, in dem kein Hund bellt.

Am Mittag hält sie an einem Hof. Sie hat seit dem Abend nichts getrunken, und Lukas auch nicht, und seine Lippen sind rissig und weiß. Im Hof steht ein Ziehbrunnen, und am Brunnen steht eine Bäuerin, eine breite, rotgesichtige Frau mit nackten Armen, die einen Eimer heraufzieht und Agnes und das Kind ansieht, mit einem Blick, den Agnes in diesen Monaten oft gesehen hat. Misstrauen. Angst. Eine Frau aus der Stadt, mit einem Kind, das nicht ihres sein kann, weil es zu fein angezogen ist, und weil es die Augen eines Kindes hat, das zu viel gesehen hat. Die Bäuerin sagt, dass sie verschwinden sollen. Dass sie keinen Ärger wolle. Dass gestern Männer mit Kokarden durch das Dorf gekommen seien und nach Flüchtigen gefragt hätten, und dass sie jeden mitgenommen hätten, der aussah, als habe er etwas zu verbergen. Agnes nickt. Sie dreht sich um und will gehen. Und dann hört sie hinter sich, wie der Eimer abgesetzt wird, auf den Brunnenrand, mit einem leisen Schwappen, und die Bäuerin sagt, ohne sie anzusehen, mit einer Stimme, die rau ist und widerwillig, dass sie sich wenigstens das Kind tränken lassen solle, bevor sie geht. Kein Mensch schicke ein Kind ungetränkt vom Brunnen.

Lukas trinkt aus dem Eimer, mit beiden Händen, mit dem ganzen Gesicht, und die Bäuerin sieht zu, mit verschränkten Armen. Dann geht sie ins Haus, ohne ein Wort, und kommt mit einem Stück Brot und einem Becher Milch zurück, und stellt beides auf den Brunnenrand, und geht wieder hinein, und schließt die Tür. Agnes steht lange im Hof. Sie denkt an einen Studenten am Pranger, vor siebzehn Jahren, auf dem Markt von Veria, und an einen Becher Wasser, den sie ihm an die Lip-

pen gehalten hat, und an den Wächter mit dem Stock. Und sie denkt, dass es immer jemanden gibt, der Wasser holt. Auch wenn er Angst hat. Auch wenn er es widerwillig tut.

Am Nachmittag, an einem Bach, als Lukas auf ihrem Schoß sitzt und an dem Brot kaut, nimmt sie seine linke Hand und dreht sie um. Sie hat keine Tinte. Sie nimmt ein Stück verkohltes Holz aus der Asche eines Feuers, das jemand am Ufer gemacht hat, und malt ihm auf die Innenseite des Handgelenks einen kleinen Vogel. Schief, mit einem zu dicken Schnabel. Lukas sieht darauf und fragt, was das sei. Agnes sagt, es sei das Zeichen ihrer Familie. Und dass er jetzt dazugehöre. Er fragt, ob seine Mutter und sein Vater auch dazugehörten. Agnes antwortet nicht gleich. Dann sagt sie, dass sie ihn zu ihr gebracht hätten, und dass das reiche. Lukas sieht lange auf den Vogel aus Asche. Am Abend ist er verwischt. Aber Agnes wird ihn ihm jeden Morgen neu malen, den ganzen Weg bis nach Veria, und noch Jahre danach, bis er groß genug ist, um ihn sich selbst zu malen.

In der ersten Nacht schlafen sie in einer Scheune, zwei Wegstunden vor der Stadt, im Heu, unter einem Dach, durch das man die Sterne sieht. Der Junge liegt neben ihr und zittert, nicht vor Kälte, und kann nicht schlafen, und irgendwann, tief in der Nacht, beginnt er zu weinen, endlich, mit einem Laut, der aus der Tiefe kommt, wie ein Tier, das man verwundet hat.

Agnes nimmt ihn in die Arme. Sie weiß nicht, was sie ihm sagen soll. Es gibt nichts, was man einem sechsjährigen Kind sagen kann, das zugesehen hat, wie man seine Eltern auf einem Platz voller jubelnder Menschen geköpft hat, auch wenn man ihm die Augen zugehalten hat. Also sagt sie nichts. Sie wiegt ihn hin und her, wie man einen Säugling wiegt, und dann, ohne nachzudenken, beginnt sie zu singen.

Sie singt das Lied vom Brunnen, das jedes Kind in Veria kennt, mit seiner Melodie, die eine Treppe hinaufspringt und wieder hinunter, und Lukas kennt es nicht, aber er hört zu, und sein Weinen wird leiser. Sie singt den Kehrreim, kein König auf dem Throne, und sie denkt an den König auf dem Gerüst, mit seinen weißen Strümpfen, und an die Frau-

en, die sein Blut hinter die Ohren tupften, und an die neuen Könige, die keine Kronen tragen und die niemand kennt, mit dünnen weißen Narben auf der linken Hand. Und dann singt sie die dritte Strophe, die nur ihre Familie kennt, ganz leise, in das Haar des Jungen hinein, das nach Rauch riecht und nach der Stadt.

Und kommt ein dunkler Morgen
und schließt sich Tür um Tür,
dann summt das Lied verborgen
und wartet still bei dir.

Lukas schläft ein, bevor sie fertig ist. Agnes bleibt wach und sieht durch das Loch im Dach die Sterne an, die über der Stadt stehen, über dem Platz und dem Gerüst und den Strickerinnen und den Kähnen im Fluss im Westen, und über dem Meer und der neuen Republik dahinter, wo Männer ein Papier unterschrieben haben, auf dem stand, dass alle Menschen gleich geschaffen seien. Sie denkt, dass sie nach Hause gehen wird, nach Veria, in das alte Haus neben der Schmiede, mit dem rötlichen Stein in der Mauer, und dass sie diesen Jungen großziehen wird, und dass sie ihm die Strophe beibringen wird, damit sie nicht verloren geht. Sie denkt, dass es vielleicht das Einzige ist, was sie tun kann.

Irgendwo weit weg, tief unter der Erde, unter einem Brunnen in einer Stadt am Saro, lacht etwas in der Dunkelheit, ein Lachen, das niemand hört. Aber das Lied hört es. Und es wartet.

✦

Über den Autor

Theo Parke ist der Name, unter dem ein Mann schreibt, der dreimal im Leben von vorn begonnen hat.

Dreimal hat er etwas aufgebaut, das die Welt Erfolg nennt. Er hat Unternehmen gegründet und geführt, Verantwortung getragen für Menschen und für Zahlen, Verträge unterschrieben, Häuser bewohnt und Reisen gemacht, von denen andere träumen. Er hatte, was man sich wünschen kann, und jedes Mal ein wenig mehr als zuvor. Man nannte es Freiheit. Er nannte es auch so.

Dann kam die Zeit, in der die Dinge gingen. Eines nach dem anderen, leise zuerst und dann schneller, wie Laub im Herbst. Was er besessen hatte, löste sich: Titel, Räume, Gewissheiten, und mit ihnen das Bild, das er sich ein Leben lang von sich selbst gemacht hatte. Und in der Stille danach, in einer Stille, die er heute die lauteste seines Lebens nennt, stand er vor einer einzigen Frage, die all die Jahre des Erfolgs hindurch auf ihn gewartet hatte:

Wer bin ich, wenn das alles fällt?

Das ist jetzt drei Jahre her.

Drei Jahre, in denen er gelernt hat, früh aufzustehen, um der Stille zuzuhören. Drei Jahre, in denen er die Bücher gelesen hat, die ein Leben lang in seinem Regal standen, und in denen ein altes, schmales Buch über tausend Jahre und einen leeren Thron ihn nächtelang wach hielt. Drei

Jahre, in denen in ihm etwas gewachsen ist, das er vorsichtig Glauben nennt und das sich anfühlt wie ein Samenkorn im Winter: verborgen, geduldig, lebendig.

Er hat in dieser Zeit mehr losgelassen als in allen Jahren davor. Und mehr gefunden.

Er hat gefunden, dass die Menschen, die bleiben, wenn die Dinge gehen, der eigentliche Reichtum sind. Dass ein Lied, das man einem Kind vorsingt, länger hält als jedes Haus. Dass Freiheit dort beginnt, wo man die Hände öffnet. Und dass die Frage, vor der er sich am meisten gefürchtet hat, die schönste ist, die einem Menschen gestellt werden kann.

Aus dieser Frage ist The Crown Cycle entstanden. Zuerst als Musik: neunundzwanzig Songs, in den frühen Morgenstunden geschrieben, in einer Zeit, in der er mehr zuhörte als sprach. Dann als Geschichte. Und jetzt als dieses Buch.

In Mara, die zählt, wenn sie Angst hat, und die den Hammer am Ende in den Schlamm fallen lässt, steckt mehr von ihm, als er gern zugibt. Und in dem kleinen Lied, das in ihr summt, steckt alles, wofür er heute dankbar ist.

Theo Parke lebt heute einfacher als früher. Es ist das reichste Leben, das er je hatte. Er schreibt am frühen Morgen, wenn es still ist. Und wenn man ihn fragt, wie es war, damals, als alles fiel, dann denkt er lange nach und sagt nur:

Es war still.

Und dann lächelt er.

ENDE DER LESEPROBE

Satanic World

Die kleine Zeit

Agnes hat ein Kind aus der brennenden Hauptstadt getragen. Vor ihrer Familie liegen zweihundertfünfzig Jahre: Spinnereien und Barrikaden, ein roter Staub, zwei große Kriege, ein Neustart – und ein Hammer, der in einer Mauer wartet.

Das ganze Buch erscheint 2027.

Band II · 369 Seiten · nach Band I, vor Band III

THEOPARKE.STORE



Wer bist du,
wenn die Kronen fallen?

Im Frühjahr 1776 trifft im Hafen von Veria die Nachricht ein, jenseits des Meeres sei eine Republik gegründet worden, im Namen der Freiheit. Agnes, die Tochter eines Schmieds, hört »Freiheit«. Ein junger Kaufmann namens Albier hört »Kredit«.

Zweihundertfünfzig Jahre später ist die Welt reicher, als je ein König war – und hat ihre Engel verkauft, Stück für Stück, und nennt es Fortschritt. Revolutionen, ein roter Staub, zwei große Kriege, eine Ordnung aus Papier und Schuld, eine Seuche und ein freundlicher Mann mit einer Krone aus Blech.

Durch alle Zeiten hütet eine Familie von Schmieden ein Lied und einen Stein, hinter dem seit tausend Jahren ein Hammer liegt. Mara Lenz wird ihn herausholen. Die Frage ist nur, wofür.

Der zweite Band der großen Saga The Crown Cycle – erzählt im Präsens, als geschähe alles heute: ein Roman über die Gegenwart in ihrer ganzen Härte und über ein kleines Lied, das wartet.

THEO PARKE
THEOPARKE.STORE